

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

150 (2.7.1921) Die Mußestunde

Die Witzfestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

26. Woche Karlsruhe, den 2. Juli 1921

Madame d'Almeida, und so lebt diese Frau über ein halbes Jahr lang einsam und verlassen in einer Grotte am Meerufer, von Muscheln, Krabben, Wurzeln und Kokosnüssen sich ernährend, bis sie zufällig mit dem Schiffsjungen und ihrem Sohn zusammenstößt, um dann mit diesen gemeinsam noch fast 16 Jahre auf „Solsten-Eiland“ ein Robinsonleben zu führen.

Aus Welt und Wissen

Aus der guten alten Zeit. Eine Verordnung des Majors Miles vom 1. Januar 1622 besagt: „Von den Jung: Sollen sich nicht auf dem Markte und anderen Orten der Stadt zusammen versammeln, Lärm und Getümmel machen, den Leuten, welche mit Schritten der Funken ihrer Wege fahren, wie auch den Diensthöfen mit schimpflichen Worten nicht nachrufen, weder mit Schnee-Ballen, noch mit Rost und Steinen werfen, noch anderen Unhöflichkeit an offenen getretenen Orten ausüben, widrigenfalls sie von der dazu bestellten Wache ergreifen, ins Hals-Eisen gestellet, oder ins Gefängnis gebracht, und sonst nach Befinden bestraft werden sollen.“

Ehle Seelen finden sich. In manchen Teilen der Vereinigten Staaten haben die Zeitungsleute die Erlaubnis, auf der Eisenbahn ohne Bezahlung zu fahren. Diese Freifahrten werden ziemlich reichlich ausgenutzt, und so ist jüngst folgendes Geschick passiert, das ein amerikanisches Blatt berichtet. Ein junger Mann trat an den Zugführer heran und teilte ihm mit, er habe zwar seinen Ausweis vergessen, aber er gehöre zur Redaktion des „Daily...“ und möchte daher unentgeltlich mitfahren. „Gut“, sagte der Beamte. „Kommen Sie mit. Wir haben gerade den Chefredakteur des Blattes im Auge; der kann Sie identifizieren.“

Ausländische Zeitschriften in deutschen Bibliotheken. Die Rat der deutschen Wissenschaft tritt besonders deutlich hervor durch eine Rundfrage, durch die das Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken bei 1200 Bibliotheken die Zahl der von ihnen gehaltenen ausländischen Zeitschriften festgestellt hat. Nur der vierte Teil der 1200 Büchereien hält überhaupt noch ausländische Zeitschriften. Von 367 Bibliotheken wurden 3394 Zeitschriften in 8010 Exemplaren gehalten, von denen aber nur 4125 auf öffentliche Büchereien entfallen. 2035 Zeitschriften wurden in nur einem Exemplar, 550 in zwei, 244 in drei Exemplaren nachgewiesen; nur je eine einzige Auslandszeitschrift wird von den deutschen Bibliotheken in insgesamt 35, 29 und 27 Exemplaren gehalten. Die verhältnismäßig meisten ausländischen Zeitschriften finden sich in den Staatsbibliotheken in Berlin, wo 555, und in München, wo 543 gehalten werden. Vergleicht man das neue Verzeichnis der Auslandszeitschriften an deutschen Bibliotheken mit dem Stande von 1914, so ergibt sich, daß rund 4000 Zeitschriften seitdem für die deutsche Wissenschaft verloren gegangen sind. Von den 6000 Zeitschriften, die man damals auf unseren Bibliotheken einsehen konnte, sind nur noch etwa 1700 geblieben.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten. Goethe.

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von W. u. C.; beide in Karlsruhe, Ruffenstraße 24.

Rätsellede



Die leeren Felder in obestehender Abbildung sind derart mit einem Buchstaben auszufüllen, daß die wagrechten Reihen ergeben:

- 1) eine Frucht,
- 2) einen Frauennamen,
- 3) eine Gattung des Pferdes,
- 4) eine Dichtgattung,
- 5) eine Pflanze.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter ergeben bei richtiger Lösung von oben nach unten gelesen den Vor- und Zunamen eines Dialektdichters.

Verwandlungsaufgabe

Jedes der nachfolgenden Wörter ist durch An- und Einfügung eines Buchstabens in ein Wort von anderer Bedeutung zu verwandeln. Bei richtiger Lösung machen die neueingesetzten Buchstaben einen Schmetterling namhaft.

Eule, Ort, Bude, Habe, Sau, Elli, Reute, Stab, Reiß, Kind.

Buchstaben-Rästel

Mit „e“ schwingt sich empor,
Dem blauen Himmel zu;
Im Sumpfe, Reich und Moor
Triffst du sie, wenn mit „u“.

Viereck-Rästel

Weisheit, Jüngling, Kirschen, Europäer, Einkurz, Bürgerin, Himbeeren, Weißwein.

Obige Wörter sind in einem Viereck von 8x8 Feldern so untereinander zu bringen, daß die von links oben nach rechts unten verlaufende Querslinie den Namen eines jetzt bekannten Gelehrten wiedergibt.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 25. Woche

Widerrästel: Der vollkommene Sieg ist sich selbst überwinden.

Viereck-Rästel: Pfeffer, Gabriel, Gefelle, Gabicht, Zeitung, Theater, Seegang, Freitag.

Besuchstortenrästel: Bankbeamter.

Rästel: Herd, Herbe, Herber.

Wichtige Lösungen sandten ein: Friedrich Bicht, A. Stiefel, Karl und Luise Daserer, F. Nepple, Frau L. Kirchmayer, August Glung, Frau Martha Günther, Frau Adrig, Alexander Schäfer, Norbert Kirchner, Karl Knapp, Karlsruhe; Hermann und Friedrich Weiß, Frau Elise Wähler, Franz Kunz, Frau E. Wader, Karlsruhe-Mühlburg; G. Pitzgraff, Karlsruhe-Beiertheim; Anton Katteter, Karlsruhe-Darlanden; Gustav Damm, Baden-Baden.

Witz und Humor

Schlagfertig. Die Schauspielerin tritt mit einem Kritiker und verfocht ihm gegenüber die Behauptung, daß ihr Geschlecht frömmere sei als das männliche; der Kritiker entgegnete „O, ihr geht nur in die Kirche, um zu sehen, was die Frauen anziehen.“ — „Aber ihr Männer geht nur ins Theater, um zu sehen, was wir nicht anhaben.“

Ein Verdacht. „Sagen Sie mal, lieber Herr, haben wir uns nicht schon vor acht Tagen in der neuen Bar mal getroffen? Ihr Gut kommt mir so bekannt vor.“ — „Oh, den Gut hatte ich vor acht Tagen noch gar nicht.“ — „Sie nicht, aber ich!“

Dritte Klasse. „Aber Kinder, warum sitzt ihr denn ausgezehrt auf der harten Küchenbank?“ — „Wir üben uns immer für unsere Sommerreise nach Tirol!“

Mich selber

Ich will mich selber finden
Im flüchtigen Erdengang —
Was anders nie ergründen —
Ich will mich selber finden
In meinem Seelenklang.
Im eignen Quellgrund graben,
Daß frische Wasser sprüh —
Mich selber will ich leben —
Aus meinem eignen Waben
Den süßen Honig ziehn.
Kann ich mich selber geben
In dieser flüchtigen Welt —
Verlobernd Gut und Leben —
Dann hab ich hingegeben
Mein einziges Lösegeld.
Carl Hauptmann.

Die Farmerstochter

Von M. Tokai

Ich reiste mit dem Dampfer von Buffalo nach Chicago. Mein Reisegefährte war ein Zigarrenfabrikant, der mir all die Sommerfrüchte und Seebäder nannte, an denen wir vorüberfahren. Viel mehr jedoch als die herrlichen Parks und Willen am Ufer interessierte mich die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die wir am Deck hatten. Den Mittelpunkt dieser Gesellschaft bildete eine jononische stolze Dame mit rotblondem Goldhaar, in einer eleganten, doch unauffällig vornehmen schwarzen Seidenrosette, mit bligenden Diamanten in den Ohren und am Hals, die aber nicht heller funkelten als die blauen Augensterne. Man flüsterte sich zu, daß sie die Tochter eines Petroleumkönigs sei, und wie eine Prinzessin sah sie auch aus. Sie war natürlich von einer ganzen Schar von Hofmachern umgeben, von denen besonders zwei die bevorzugten schienen.

Der eine war von kleiner unterlegter Gestalt, der zu der hochgewachsenen Dame aufblicken mußte, der zweite ein Kiese mit breiten Schultern und einem großfnachigen Gesicht, der sich tief niederbeugen mußte, wenn er mit der unworbeneren Dame sprach; und er sprach immerfort, seine Junge bewegte sich so unermüdlich wie das Rad des Dampfers, mit dem wir fuhren. Es hieß, daß er ein reicher Viehzüchter sei, und diese Annahme bestärkten die dicke goldene Kette und die vielen Ringe, die er trug. Wir alle beobachteten die Dame mit ihrem Hofstaat, als plötzlich unsere Aufmerksamkeit von ihr abgelenkt wurde.

Auf dem Verdeck erschien ein alter Mann in fadenhäutigem Anzug. Sein graues Haar hing ihm tief in die Stirn, und er starrte so bewegungslos vor sich hin, als ob er eine der Wachfiguren aus Barnums Museum wäre. Neben ihm stand ein junges zartes Mädchen, eine wahre Silphidengestalt mit ideal schönem Gesicht, das mit seinen großen blauen Kinderaugen traurig vor sich hinblinzelte. Doch was an diesem Madonnengesichte am meisten auffiel, das war ein schmaler roter Streifen um die Stirn, rund wie ein Glorionschein.

Das Mädchen spielte auf der Gitarre und sang eine traurige Romanze dazu. Das Betteln war wohl am Deck verboten, doch konnte man es der Armer, nicht verwehren, zu singen, ebensowenig, wie man es den Passagieren ver-

bieten konnte, ein paar Münzen in den Hut zu werfen, der neben dem alten Mann lag.

Die stolze Petroleumprinzessin blieb vor dem blaffen Mädchen stehen und forderte es auf, die Geschichte seines Unglücks zu erzählen. Wir scharten uns alle um die beiden, nur mein Reisegefährte, der Zigarrenfabrikant, blieb ruhig auf seinem Platze sitzen und las den „Newport Herald“. Die arme Sängerin aber erzählte mit von Tränen erstickter Stimme die tragische Geschichte, die ihren Vater und sie zu heimatlosen Bettlern gemacht hatte.

Ihr Vater war einst ein reicher Farmer im Staate Arkansas gewesen. Er besaß blühende Felder, Viehherden, ein schönes Haus und anher ihr, der jüngsten Tochter, noch drei tüchtige, fleißige Söhne. In einer Sommernacht brachen die Indianer in die Farm ein, führten die Herden fort und zündeten das Gehöft und die gefüllten Scheuern an. Die wackeren Brüder, die das Besitztum verteidigten, wurden mit den Tomahawks erschlagen, der alte Vater wurde an einen Baum gebunden und mußte zusehen, wie seine Söhne ermordet, sein Hab und Gut verbrannt wurde. Doch das genigte der wilden Horde noch nicht. Sie ergriffen auch noch sie, die damals ein zartes Kind war, und wollten sie skalpieren. Schon hatten sie den Schnitt, dessen Narbe sie noch auf der Stirn trug, vollführt, als berittene Polizisten heranbrannten und die Indianer gefangen nahmen. So ward sie von dem gräßlichen Tode gerettet. Doch ihr armer Vater hatte im Schrecken, sein letztes Kind auch noch zu verlieren, den Verstand verloren, und sie mußte zeitweilig die Spuren des Indianermeßers auf ihrer Stirn tragen, wie eine rote Binde.

„Ja“, dachte ich, „wie der Glorionschein auf der Stirn einer Märtyrerin!“

Die ganze Schiffsgesellschaft war zu Tränen gerührt; die Petroleumprinzessin aber nahm rasch entschlossen die Farmerstochter unter den Arm, hob den Hut des Alten vom Boden auf und sammelte milde Spenden für die Unglücklichen, nachdem sie selbst ein Goldstück hineingeworfen hatte. Zuerst wendete sie sich an ihre Hofmacher. Der kleine Unterlegte wollte eine Fünfdollarnote hineinlegen, doch sie wies diese Gabe zurück. „D mein Herr“, sagte sie, „Sie sind, wie ich weiß, Besitzer eines zwanzigtägigen Hauses, Sie müssen mir wenigstens zwanzig Dollar geben.“

Der Hofmacher gehorchte und legte zwei Goldstücke in den Hut. Nun kam die Reihe an den Viehzüchter. Der sagte: „Ich gebe nichts umsonst. Doch wenn Sie mir nur ein paar Goldfäden Ihres reichen Haares verkaufen wollen, dann will ich die ganze Summe, die Sie hier sammeln werden, verdoppeln.“

Die Schöne zog eine kleine, vergoldete Schere aus ihrem Gürteltäschchen, schnitt eine lange Locke ihres herrlichen Haares ab und reichte sie dem Kiesen. Der dankte mit einer tiefen Verbengung und legte die Haare in ein Medaillon, das er an seiner dicken Goldkette trug. Die ganze Schiffsgesellschaft wetteiferte nun, möglichst hohe Beträge in den Hut zu legen, um den prohenhaften Viehzüchter tüchtig zu schröpfen. Auch ich legte eine Zehndollarnote in den Hut, die die schöne Petroleumkönigin mit einem reizenden Nächeln quittierte. Alle Passagiere hatten schon ihr Scherlein beigetragen, nur mein Reisegefährte, der Zigarrenfabrikant, hatte sich hinter seinen „Newport Herald“ verdrängt, als ob er nichts von allem sähe und hörte, was um ihn her vorging. Der gesammelte Betrag erreichte die Höhe von fünfhundertdreißig Dollar. Der Viehzüchter ver-

doppelte diese Summe, ohne mit einer Wimper zu zucken, und die mildeherige Dame reichte dem alten Farmer den bis an den Rand gefüllten Hut. Doch der rührte sich nicht und starrte nur stumpfsinnig vor sich hin, ohne ein Zeichen der Freude oder Dankbarkeit. „Sieh nur, lieber Vater, wie viel Geld wir nun haben!“ rief das vor Freude errötende Mädchen, doch der Geistesranke schien nichts zu sehen, nichts zu hören.

Der Viehzüchter wollte zeigen, daß ihn der Aderlaß nicht verdrieße und seine Großherzigkeit noch weiter reichte. Er forderte die Farmerstochter auf, mit ihrem Vater seine Gäste bei der Table d'hôte zu sein, und das Mädchen nahm die Einladung dankend an.

Bei Tische saß ich diesen Unglücklichen gerade gegenüber. Es war ein rührender Anblick, wie diese blasse Märtyrerin den hilflosen Vater bediente, ihn rüstete, ja sogar das Glas an die Lippen führte. Mitleidlich betrachtete sie ihn an, wenn er nicht mehr essen wollte, und ihre Miene erblickte sich, wenn es ihm zu schmecken schien.

„Welch ein rührendes Bild!“ flüsterte ich dem Zigarrenfabrikanten ins Ohr, „diese kleine Farmerstochter ist eine alttestamentarische poetische Gestalt!“

„Um — meinen Sie?“ sagte der phlegmatische Pantler, eine Walmuß knadend. „Ich muß gestehen, daß ich, in Chicago angekommen, mich mit tiefem Bedauern von der Farmerstochter trennte. „Ob ich ihr in diesem Leben noch einmal begegnen werde?“ fragte ich wehmützlich meinen Gefährten. „Ich glaube schon,“ erwiderte er lächelnd. Wir stiegen in einem der vornehmsten Hotels ab und gingen, nachdem wir uns umgesehen hatten, in den mit verschwendungsvoller Pracht ausgestatteten Speisesaal.

In einem Nachbarische saßen wir unsere Reisegefährten: Die Dame mit dem Goldhaar, ihren Hofmacher und den Farmer mit seiner Tochter. Sie aßen Straßburger Gänseleberpastete und tranken Rheinwein dazu. Verwundert sah ich, daß der Farmer wohlgeleumt zugriff, ohne daß ihn jemand bediente, daß er lachend mit den andern anstieß und sein Glas in einem Zuge leerte.

Der Zigarrenfabrikant lächelte mich lachend auf. „Das ist eine Gaumergesellschaft, die das leichtgläubige Publikum ausplündert. Alles war bloßer Humbug.“

„Nun, und die Spuren des Skalpmessers auf der Stirn des Mädchens?“

„Die sind mit Anilinfarbe hingepinselt.“ — „Und die abgehackten Lohse?“ — „Was aus falschem Haare.“

„So ward die ganze Komödie für den reichen Viehzüchter aufgeführt?“

„Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Freund.“

Ein Platz war an dem Tisch des „Farmers“ freigebblieben. — Da kam der „Viehzüchter“ in tadellosem Frack, weißer Weste, mit einer Gardenia im Knopfloch. Er nahm den freigebbliebenen Platz ein und bestellte zwei Dutzend Austern und eine Flasche Sekt. — „Sehen Sie,“ sagte mein Nachbar, sich an meiner Entrüstung weidend, „zu diesem Festmahl haben auch Sie zehn Dollar beigetragen; wäre es nicht klüger gewesen, wenn Sie sich in den „Newport Herald“ vertieft hätten wie ich?“

Mensch und Tod

Seit ältesten Zeiten haben die Gedanken des trübenden Menschen sich mit dem Geheimnisvollen des Abzwingers und Allvermichters Tod beschäftigt. Und sie deuteten seine Bitterkeit, seine Furchtbarkeit und Rücksichtslosigkeit tröstlich und freundlich verjüngend um durch allerlei Sinnbilder und Gleichnisse, durch Schmuck und Ehren, durch die sie ihre und seine Sünden zu Atten und zu Säulen der Erhabenheit und der Erhebung machten. Diese Symbole des Todes gestaltete sich je nach dem Verhältnis, das der Mensch, besonders der Künstler zum Tode einnahm, sehr verschiedenartig.

Seit alter Zeit ist der Schlaf ein beliebtes Bild des Vergleichen mit dem Tode. Das hellere Griechentum erlang für den natürlichen Absterben die Darstellung eines mit mächtigen Flügeln beschwingten milden Greises, der mit seinem jüngeren Bruder, dem Schlaf, die entseelten Körper, die sich einfach ausgelebt haben, sanft zur natürlichen Ruhe trägt. Daraus aber, daß das Leben plötzlich, zu jeder Zeit seinen Abschluß finden kann, erlang bei ihnen die Darstellung des Todes als eines

schönen Knaben oder Jünglings — eines geflügelten Genius — der eine nach unten gelehrte erlöschende Fackel hält. Das als Gedanke der Wiederauferstehung hält er in der Hand einen Kranz und einen Schmetterling. Die vom schönen Genius plötzlich umgedrehte und erlöschende Fackel ist das Todesymbol der heitere Schmetterling das Symbol der Auferstehung.

Gemeinsam bei den Juden, Heiden und Christen ist die Vorstellung, daß der Tod als Bote Gottes erscheint, als Bote des allmächtigen Wesens, das dem Menschenleben seinen Anfang und schließlich auch seine Grenzen setzt und die Menschengeister zu einem gemeinsamen Orte zurücknimmt. Diese Auffassung finden wir in der Bibel, wo der Tod als von Gott gesandter Engel auftritt, der im Lager der Äthiopier in einer Nacht hundertfünfundachtzigtausend Mann erschlug. Wir finden sie in den Anschauungen der alten Germanen, nach denen Wotan seine Schlachtfeldgeister, die Walküren, sandte, um die auf dem Schlachtfelde gefallenen Helben nach Walhalla zu tragen. Diese alte Auffassung lebt weiter in den christlichen Geeten und Kirchenliedern, worin ebenfalls der Tod vielfach als Engel Gottes auftritt, der die Seelen zur Ruhe nach dem Himmel trägt.

Das Christentum hat die unheimliche Darstellung des Todes als Geistes, als dürrer, absprechendes Knochengerippe verallgemeinert, eine Darstellung, die von den Alten nur vereinzelt gewahrt wurde für die abgelebten Seelen böser Menschen, die zur Abschreckung dienen sollte. Dem Tod als griniendem Gerippe, manchmal mit dem Stundenglas, gab die Kunst des Mittelalters dann noch die Sense und setzte ihn nicht selten auf einen dürrer Krieger oder gab ihm sonst eine furchtbare Symbolik, die das unterschiedslos, massenhafte Hinmähren, weg über ganze Erdstriche, andeutet. So erscheint er uns in Dürers beiden Bildern „Ritter, Tod und Teufel“ und „Die Apokalypsischer Reiter“; so ist er bis auf die Jetztzeit in hundertsten Variationen abgebildet und in hundertsten Liedern wie „Es ist ein Schmetter, der heißt Tod“ besungen worden. Immer aber bricht aus aller Mode gewordenen unheimlichen grauenhaften Darstellung des Todes daneben wieder das alte freundlich-Erhebende, Große, Tröstende in der Darstellung durch, wie es z. B. im Reichelischen Gemälde „Der Tod als Freund“ nachvoll wirkt, obwohl auch Reichel die Darstellung des Todes als eines Knochenmannes beibehält; oder wie es in anderer Art, aber ebenfalls voll Erhabenheit aus dem Vörlinischen Selbstbildnis zu uns spricht, auf dem nahe dem Ohr des Anisch-Forstenden und Sinnenden der Tod auch zwar als klapperndes Gerippe, aber doch zugleich voll Ruhe und Größe und zwar als Fiedler erscheint (eine ebenfalls häufig beliebte Darstellung) und das Lied vom ewigen Vergessen, doch auch von ewigem Neuwachen alles Lebens geist. Ein Farbenbild wie Goethes Wortbild:

Und so lang du das nicht hast
Dieses: Stirb und werd' bel
Bist du nur ein kräb'rer Gast
Auf der dunklen Erde.

Ganz so gleichartig eindringlich, wie es auch aus Reichel's Bild „Der Tod als Freund“ und aus des Dichters Lied „Der Tod und das Mädchen“ spricht:

Ein Freund und komme nicht zu trafen,
Sei guten Muts, ich bin nicht wild,
Sollst sanft in meinen Armen schlafen.

Der Tod ein Freund, ein Erlöser! Ein in den verschiedensten weltlichen und künstlerischen Abildungen immer wieder wiederholtes erhebendes Bild. Es sei hier nur noch durch das ergreifende, von Brahms sonderbar schön betonte Villen-eronsche „Auf dem Friedhof“ erhärtet:

Der Tag ging regenschwer und sturmbedeugt,
Ich bin an manch bergesinnem Grab gewesen,
Bermittelt Stein und Kreuz, die Kränze weiß,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbedeugt und regenschwer,
Auf allen Gräbern froh das Wort: Gewesen!
Wie sturmesstot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: „Gesehen!“

Dieses über alles Bittere und Unerbittliche sieghafte Ergeben-Tröstliche sucht auch die einfache uralte Sitte im Menschengemüt hervorzuholen, den Toten und die Gräber zu schmücken mit Blumen und Blüten. Mitleid und albedeutung wie kaum irgendwelche anderen sind hierbei die Rosen und die weißen Lilien. Wohl keiner, der bei uns Soldat gewesen, der nicht auch das alte Volkslied gesungen:

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf mein Grab,
Da kam ein stolzer Ritter

Und brach sie ab,
Ach Reitermann, ach Reitermann,
Basse du die Lilien steh,
Die soll ja mein Feindliebchen
Noch einmal sehn.

Oder das andere:
Und sterb ich nun, ei so bin ich tot,
Begräbt man mich unter Rosen rot.

Rubrum, mattsüß und weißblühend blühen die Rosenstüde auf allen Kirchhöfen. Wie sind sie verkrümmter und blütenreicher als zur Jugendzeit. Die naive Volksstille, die die Rosen pflanzen heißt, trägt einfach und natürlich dem Rechnung, was der bewußt Suchende als ein seelisches Bedürfnis des Menschen erkennt und künstlerisch gestaltet: Der Tod, seine Darstellung und sein Reich, sie sollen, wenn schon sie nicht freudiger Natur sein können, nicht ganstig und scheußlich, nicht finster und voller Angst, sondern groß, ernst und erhaben, feierlich-rührend und tröstend sein und etwas vom schönen Schimmer der entschwindenden Dinge haben, welche anfangen: Es war einmal

Für unsere Frauen Die Hoffende

Ein Lichtlein, von der Liebe angezündet,
In ihrem Leibe auf zur Flamme loht.
Den Sinn des Ewigen hat sie ergründet
Und schaut nun lächelnd über Grab und Tod.

Um ihr geheimes Königtum zu schauen,
Stehn oft die Nachbarninnen vor dem Tor,
Sie hebt sich aus der Pflanze dieser Frauen
Und mühen Menschen wie ein Licht empor.

Wie von den Vätern, die in Wüste stehen,
Geht eine fromme Sehnsucht von ihr aus,
Und viele Mädchen ihren Kreis begehen
Und kommen seltsam weiser dann nach Haus.

Sie lassen alle Bücher, edle Steine,
Wie traumunponnen sie im Leben sehn,
Und suchen in der Ferne nur die eine,
Die einem Wunder darj entgegenstehn.

Alfons Rehold.

Weibliche Robinsons

Von Prof. Dr. Walther May-Karlstraße

Mit großem Interesse las ich in der „Mußestunde“ vom 26. Juni den Artikel „Ein weiblicher Robinson“. Erstaunt war ich über die Behauptung des Verfassers, daß ein weiblicher Robinson bisher noch nicht geschrieben worden sei, vielleiht weil die Schriftsteller fürchteten, man würde ihnen nicht glauben, daß eine Frau das Leben ausgehalten habe, in dem sie mit niemandem sprechen konnte.“ Da ich seit vielen Jahren die Robinsonliteratur aus Liebhaberei zum Spezialstudium gemacht habe, so könnte ich eine ganze Anzahl von Robinsonaden nennen, in denen Frauen die Heldeninnen sind. Manche dieser Erzählungen lassen dies schon im Titel erkennen, so „Die afrikanische Robinsonin“, die 1765, und „Die venetianische Robinsonin“, die 1768, erschienen. Ja bereits im 16. Jahrhundert sind die Schicksale eines weiblichen Robinson erzählt worden. In dem berühmten „Septemeron“, der Königin von Navarra, lesen wir die Geschichte „Von der großen und andauernden Liebe einer Frau in fremdem Lande“, die sogar eine historische Grundlage haben soll. Kapitän Norderbal macht eine Seereise nach Kanada, um dort Städte zu bauen und das Christentum zu verbreiten. Er nimmt zahlreiche Handwerker mit. Einer von diesen begehrt Verat, der aber entbedt wird. Der Handwerker soll mit dem Tode bestraft werden; auf Fürbitte seiner Frau begnadigt ihn jedoch der Kapitän zu Aussetzung auf einer kleinen Insel mitten im Ozean. Seine Frau teilt sein Schicksal. Sie bauen sich eine Wohnung, leben von Fleisch und Kräutern und verteidigen sich mit der Verbrennung gegen Löwen und andere wilde Tiere. Der Mann bekommt infolge des Genußes des dortigen Wassers die Wassersucht und stirbt bald. Sein Frau begräbt ihn und findet fortan Trost im ihrem Testament. Ihr Geist bleibt froh und zufrieden in ihrem abgemagerten und halbtoten Körper. Endlich kommt ein Schiff und erlöst sie. In Kanada wird sie von allen Damen wegen ihrer Treue und Beständigkeit mit großen Ehren aufgenommen und unterrichtet deren Töchter im Lesen und Schreiben.

Aus ganz anderem Folge geschicht ist die Robinsonin, mit der uns der „Deutsche Robinson“ des Jahres 1722 be-

kannt macht. Stichira, das Kammermädchen einer Gräfin, wird von dem Mönche Capenoster verführt und schenkt einem Knaben das Leben, der den Namen Bernhard Creutz erhält. Der Mönch des Klosters, dem Bernhards Vater angehört, läßt Stichira begraben. Diese wird später von einem großen Affen geräubt und in eine Höhle geschleppt, wo sie mit ihm als sein Weib leben muß und von 12 kleinen Affen bedient und bewacht wird. Nach neun Monaten bringt sie eine tote Frucht zur Welt, später eine menschlich gestaltete Tochter und schließlich noch einen Sohn. Eines Tages erscheint ein Schiff an der Insel, um eine Weißherson aus Goa wegen unglücklichen Lebenswandels dort auszuweisen. Stichira flieht auf das Schiff; die Affen verfolgen sie vergeblich; ihr Affenmann wirft ihre Kinder ins Meer, schwimmt dem Schiffe nach und ertrinkt. Nach Portugal zurückgekehrt, soll Stichira wegen ihrer Unzucht mit Affen von der Inquisition verbrannt werden, da sie jedoch Neue erkennen läßt, stellt man sie als Wädnerin in einem Kloster an. Hier findet sie ihr Sohn Bernhard Creutz wieder, nachdem er ebenfalls auf die Insel geflohen worden war und dort als „deutscher Robinson“ gelebt hatte. Stichira stirbt am nächsten Tage infolge der Aufregung des Wiedersehens mit ihrem Sohne.

Nicht minder reich an Abenteuer ist das Leben der Frau von Daf, von dem uns die berühmteste deutsche Robinsonade des 18. Jahrhunderts, „Die Insel Felsenburg“ berichtet. Das Schiff, auf dem sie mit ihrem Gatten nach Jamaica fahren will, scheitert bei den Kapverden. Frau von Daf wird allein an eine öde Klippe geworfen und fristet hier ihr Dasein durch angeschwemmte Lebensmittel, nachdem sie die Kleidung eines ertrunkenen Schiffstöches angelegt hat. Nach fünf Wochen und vier Tagen wird sie von einem europäischen Schiffe aufgenommen und reist als Schiffstochter nach Ostindien. Auf der Rückfahrt scheitert das Schiff an der Insel Felsenburg, wo Frau von Daf ihren ertrunkenen Gatten wieder findet. —

Noch unglücklicher sind die Abenteuer, die uns der Verfasser der „Afrikanischen Robinsonin“ von seiner Gelbin zu berichten weiß. Nur einer Episode daraus sei hier gedacht. Imela v. J. landet nach langer stürmischer Fahrt mit einem 17jährigen Greis und einem Mohrenknaben an der Klippe. Der Sturm beschädigt das Schiff so stark, daß es nicht mehr seetüchtig ist. Nach einem halben Jahre stirbt der Mohrenknabe infolge Genußes einer giftigen Frucht, und nach einem weiteren halben Jahre wird der Alte krank, liegt ein ganzes Jahr auf dem Krankenlager und stirbt dann. Die 17jährige Imela ist jetzt ganz allein. Nach zwei Jahren wird sie ebenfalls krank, geneset aber wieder. Ein Räuberboot landet an der Insel; drei Männer verteilen sieben gelangene Weiber unter sich und geraten dabei in Streit. Währenddem befreit Imela die Gefangenen und fährt mit dem Schiffe davon. Nach allerlei Abenteuer gelangt sie nach der Insel Felsenburg, wo sie einen 15jährigen Jüngling findet, der sich als ihr Sohn entpuppt. Der Kommandeur der in jener Gegend liegenden englischen Schiffe betraut Imela an ihrem 31. Geburtstag und nimmt sie mit nach England, wo sie „bis heute“ auf ihren Gütern in Ruhe und Frieden lebt.

Unserer Jugend allgemein bekannt ist die Geschichte der schiffbrüchigen Engländerin im „Schweizerischen Robinson“. Jenny Montrose will ihrem Vater, einem pensionierten englischen Obersten, von Ostindien nach England folgen. Ihr Schiff scheitert in der Nähe von Neuquina und sie rettet sich auf die „rauchende Klippe“. Dort verfertigte sie sich mit reicher, glücklicher Erfindungsgabe alles mögliche, was ihr das Leben erhalten und ihren öden Wohnsitz erträglich machen kann. Unter anderem erzieht und züchtet sie einige Seevögel, so einen Albatros, der ihre Netze werden soll. Sie bindet ihm einen Lappen um das Bein, auf den sie mit Blut die Worte geschrieben hat: „Rettet eine unglückliche Engländerin von der rauchenden Klippe!“ Der Albatros fliegt davon und überbringt die Botenchaft dem ältesten Sohne des „schweizerischen Robinson“, der Jenny Montrose sucht und befreit, um sie väterlich zu seiner Gattin zu machen. Die weiteren Schicksale der beiden jungen Abenteurer hat uns Jules Verne in seinem Roman „Das zweite Vaterland“ berichtet.

Auch in einer ganz modernen Robinsonade kommt ein weiblicher Robinson vor. Karl Nodde sah in seinem schönen Jugendbuche „Gerd Holsten“ den also benannten Lübecker Schiffsjungen, die französische Kapitänswitwe Madame d'Almerti und deren anberthalbjähriges Schönges Eugén über Bord gespült und auf eine einsame Koralleninsel geworfen werden. Aber Gerd und Eugén erreichen das Uland an einer andern Stelle als